

Schikane mit System

Nach jahrzehntelangem Schweigen berichten „Verschickungskinder“ von körperlichen und seelischen Misshandlungen – nicht zuletzt in süddeutschen Kurheimen. Ein Buch bringt Licht ins Dunkel.

Dieses Buch ist nichts für schwache Nerven. Die renommierte Autorin Hilke Lorenz hat sich in ihrer neuen Arbeit ein Thema vorgenommen, das unter die Haut geht: Verschickungskinder, genauer gesagt, das Schicksal von Mädchen und Jungen, die von ihren Eltern vor allem in den 1960er und 70er, aber auch noch in den 1980er Jahren in die Kur entsandt wurden. In der Überzeugung, der Aufenthalt in einem entsprechenden Heim werde der persönlichen und körperlichen Entwicklung des Nachwuchses dienen und Krankheiten heilen. Was viele Kinder vor Ort erlebten, war ein System der Schikane. Manche schaffen es erst jetzt, im Erwachsenenalter, über das Geschehen zu sprechen.

Hilke Lorenz lässt einige von ihnen zu Wort kommen. Sabine etwa erzählt von ihren Erinnerungen an das Heim in Bad Rappenau, Helmut von seinem Aufenthalt in Herrlingen, Andrea blickt zurück auf die Wochen in Bad Friedrichshall. Was sie und andere berichten, ist eine deutschlandweite und nicht zuletzt eine süddeutsche Geschichte. Sie handelt von Einschüchterung, Übergriffen auf Körper, Seele und Gesundheit, von Traumata und von Eltern, die sich gegen das Verschickungssystem und ihre Folgen nicht zu wehren wagten oder wussten.

Rund acht Millionen Kinder, vom zweijährigen bis zum pubertierenden, wurden in die diversen Erholungsheime geschickt – meist auf Anraten oder Anweisung von Ärzten. Die Autorin beschreibt, dass dahinter nicht zuletzt handfeste wirtschaftliche Interessen verschiedener Akteure steckten. Dass Mediziner, Heimbetreiber, Krankenkassen und Sozialverbände dabei einträgliche Geschäfte machten. So habe die „Gesundheitsfürsorgeindustrie“ Kinderärzte honoriert, wenn diese mit entsprechenden Verschreibungen zur Auslastung der Kinderkurheime beitrugen.

Müttern und Vätern hingegen war meist nicht einmal bewusst, dass es bei den Verschickungen in aller Regel allenfalls am Rande um das Wohl der Kinder ging. Letzteres spielte eine Nebenrolle in einer Zeit, die von der Eltern-Generation der Nachkriegsepoche geprägt war. In der Werte wie Zähne zusammenbeißen, Gehorsam und Disziplin im Vordergrund der Erziehung und pädagogischen



„Gelebter Kinderschutz ist eine Daueraufgabe“: Hilke Lorenz. Foto: privat



„Durchhalten als Überlebensprinzip“: Autoritäre Strukturen prägten das Erziehungsleitbild der Nachkriegszeit. Unser Foto entstand in der Liegehalle eines Heims in Todtmoos. Foto: privat

Konzepte standen. Diese Eltern hatten selbst zumeist die damals übliche strenge Erziehung erlebt, die einherging mit Verlustängsten, Mangelserfahrungen und existenziellen Nöten aus den Kriegsjahren. „Viele Erwachsene dieser Zeit jedenfalls hatten Härte gegen sich selbst eingepackt bekommen und das Durchhalten als Überlebensprinzip verinnerlicht“, schreibt die Autorin.

Der Kindeswille hingegen fand keine Beachtung. Es wurde weder hinterfragt, ob die Kinder bereit waren für einen Heimaufenthalt, der wochenlange Trennung von ihren Eltern bedeutete, noch spielte vor Ort ihr Wohlergehen eine Rolle. Im Gegenteil. Gemeinsam reisende Geschwister wurden getrennt, Bettnäser bestraft, Krankheiten ignoriert. „Das Augenmerk auf die Ökonomie dürfte mit dazu beigetragen haben, die Bedürfnisse weniger robuster Kinder als lästigen Störfaktor auszublenden“, schreibt die Autorin. Aber auch das Urvertrauen zwischen Kindern und Eltern wurde verletzt, die Verschickungserlebnisse führten zwangsläufig zu – selten ausgesprochenen – Vorwürfen gegen Mütter und Väter: Weshalb habt Ihr das zugelassen?

„Dann wirst Du was falsch gemacht haben“, lautete häufig die mit dem unterschiedlichen Vorwurf des Ungehorsams gepaarte Antwort, wenn Kinder nach ihrer Rückkehr aus dem Heim mit den Eltern über Bestrafungen und Demütigungen sprechen wollten, denen sie dort aus-

gesetzt waren. Die meisten Mütter und Väter jener Zeit glaubten den Schilderungen ihrer Kinder schlicht nicht, das Handeln von Autoritäten wie Ärzten, Beamten oder Heimleitern hinterfragte „man“ nicht. Bei den in ihrer Verunsicherung und Verzweiflung allein gelassenen Kindern stellte sich das große Schweigen ein. Begleitet von Selbstzweifeln: Habe ich übertrieben, war es wirklich so schlimm, habe ich das alles vielleicht nur geträumt? Erst heute, Jahrzehnte nach den Vorfällen, drängen die Erinnerungen hervor, in Gesprächsrunden staunen die Betroffenen: Das habe nicht nur ich erlebt, es war eine kollektive Erfahrung.

Die gelernte Historikerin und Journalistin Hilke Lorenz, selbst kein Verschickungskind, hat monatelang für das Buch

recherchiert und mit rund 60 Betroffenen gesprochen. „Erste Tiefenbohrungen“ seien das gewesen, sagt sie, „das hört nicht auf.“ Aktenfunde im Staatsarchiv Ludwigsburg ergänzen das Puzzle, das sich aus den Berichten ergibt, zu einem verstörenden Gesamtbild. Lorenz' Arbeit hat dazu beigetragen, das baden-württembergische Sozialministerium auf den Plan zu rufen. Eine Landes-Koordinierungsstelle soll eingerichtet werden, in der die Erkenntnisse von Verschickungskindern, Einrichtungsträgern und Mitarbeitern des Staatsarchivs zusammengeführt werden. Ein Ziel ist es, Verantwortliche wie Träger, Versicherungen oder Ärzteorganisationen dazu zu bewegen, ihre Archive zu öffnen, um noch mehr Licht in die dunklen Mächenschaften zu bringen. Es ist das Verdienst dieses Buches, ein trübes Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte aufgeschlagen zu haben. „Und es zeigt, dass gelebter Kinderschutz eine Daueraufgabe ist“, wie die Autorin abschließend bemerkt. Lothar Tolks

Der Verein Aufarbeitung Kinderverschickungen Baden-Württemberg e.V. kümmert sich um Menschen, die als Kinder und Jugendliche von 1949 bis weit in die 1980er Jahre in Kinderkur- und Kindererholungsheimen in Deutschland Leid und Unrecht erfahren haben. mail@verschickungsheime-bw.de www.verschickungsheime-be.de Telefon: 0178 7362824



Hilke Lorenz: Die Akte Verschickungskinder. Wie Kurheime für Generationen zum Albtraum wurden. Beltz, Weinheim Basel 2021. 304 Seiten, 22 Euro.

Im Frühling lockt der Bärlauch

Ob im Risotto, Kartoffelpüree oder frisch als Salat – Bärlauch bereichert die Frühlingsküche. Allerdings nur, wenn man ihn richtig einsetzt, findet Karl Hodapp, Chefkoch und Inhaber des Restaurants „Rebstock“ im badischen Waldulm. „Man darf Bärlauch nicht zu Tode kochen, sonst verliert er seine ätherischen Öle“, findet der 59-Jährige. Zudem müsse Bärlauch wohl dosiert werden, nimmt man zu viel, dominiert das Aroma das gesamte Gericht.

Der Kochprofi empfiehlt, die Blätter quer zur Achse mit einem scharfen Messer millimeterfein zu schneiden und nicht etwa wie Knoblauch zu zerhacken, denn dabei würden die Blätter zerquetscht. Diese Streifen rührt Hodapp jeweils erst wenige Minuten vor Ende der Garzeit in ein Kartoffelpüree oder Risotto. Bei einer Bärlauch-Suppe bereitet er die Basis aus Brühe, Sahne und Butter zwar vor, die Bärlauch-Streifen kommen aber auch hier erst kurz vor dem Servieren in die Suppe.

Hodapp kocht seit Anfang der 1980er Jahre mit Bärlauch: „Damals kannte das noch keiner.“ Nach Lern- und Wanderjahren in der internationalen Gastronomie, unter anderem im „Windows of the World“ im World-Trade-Center und in der „Aubergine“ unter Eckart Witzigmann, übernahm er 1993 den elterlichen Betrieb. Der Gastronom verwendet nur junge Blätter bis etwa sieben Zentimeter Länge: „Die sind schön lindgrün, feiner im Aroma und knackiger. Man merkt das beim Schneiden. Die großen Blätter sind ledriger.“



Bärlauch-Blätter glänzen nur oben. Foto: Regine Lotterer

Den Blüten und Knospen kann Hodapp bislang wenig abgewinnen. Das ist bei Stefanie Klein, Lektorin und Herausgeberin des Kochbuchs „Bärlauch“ anders: „Wenn der Bärlauch blüht, wandert das ganze Aroma in Stängel und Blüten.“ Die Knospen, also die noch geschlossenen Bärlauch-Blüten, verwendet die Schweizerin aus Seengen im Kanton Aargau als Einlage für eine Rahm-Weißwein-Soße, die zu Kalb- und Geflügelgerichten passt. Die Soße schmecke laut Klein aber auch pur als vegetarische Pasta-Soße. Zu den Favoriten der 70-Jährigen zählen unter anderem Bärlauch-Risotto und ein Kartoffelgratin mit Bärlauch und Gruyère. Geraldine Friedrich

Vögel in unseren Gefilden

Sehr gefährdet: die Knäkente (Anas querquedula)

Die Knäkente ist der ausgeprägteste Zugvogel unter den Enten der Nordhalbkugel. Sie brütet überwiegend im nördlichen und östlichen Europa. In Baden-Württemberg kommt es nur zu wenigen Brutpaaren, so dass die ansehnliche, kleine Ente in der Regel ausschließlich auf dem Durchzug zu sehen ist – zumal sie sich zur Brutzeit auch noch sehr heimlich verhält.

Im Herbst zieht sie nach Afrika und überquert sogar die Sahara. Etwa ab März kehrt sie aus ihren (hauptsächlich west-) afrikanischen Winterquartieren zurück und kündigt damit den nahenden Frühling an. Am besten bekommt man die im Brutgebiet versteckten Knäken also während des Durchzugs im Frühjahr vor das Fernglas, dann trägt sie auch das Prachtkleid – die feine, malerische Zeichnung ist mit Geduld aus der Nähe zu bewundern.

Auf dem Wegzug im Hochsommer und Herbst sind die Vögel dagegen schwierig

Chance, ihn zu sehen 😊
Merkmale
Mit der Krickente unsere kleinste Gründelente. Der Erpel mit gewellter brauner Brust, grauen Flanken und weißem Überaugenstreif bis zum Nacken. Im Schlichtkleid der vorwiegend braun gesprenkelten Ente ähnlich, beide im Kopfbereich heller als die Krickente und mit hellem Dreieck beiderseits des Schnabelgrundes.

Beobachtungszeit
März bis Mai und Ende Juli bis Mitte Oktober

Noch Fragen?
vogelfrage.an.tobiaseppel@gmail.com



Die Knäkente. Foto: Christoph Moning www.birdingtours.de

ger zu erkennen, dann ist es ratsam, auf die Kopfzeichnung zu achten.

Die Knäkente hält sich gerne an flachen, vegetationsreichen Gewässern auf. Auch in Gräben und überschwemmten Wiesen kann man sie beobachten. Sie ist dann meist in kleinen Trupps unterwegs, die die Wasseroberfläche mit dem Schnabel nach Würmern und Schnecken sowie Wasserpflanzen durchsieben. Ihren deutschen Namen verdankt sie den typischen, hölzernen knarrenden Balzrufen der Männchen – so kann man mit der falschen Aussprache oder Schreibweise „Käckente“ unter versierten Ornithologen schnell ins Fettnäpfchen treten.

Die Knäkente ist stark gefährdet. Als einzigem Langstreckenzieher unter den Enten drohen auf dem Zugweg hin und zurück ins tropische afrikanische Winterquartier Gefahren durch Bejagung und Lebensraumvernichtung – und das zusätzlich zur Entwässerung ihrer Brutgebiete im Norden. Tobias Eppl